

**Zeitschrift:** Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte  
= Annuaire de la Société Suisse de Préhistoire et d'Archéologie =  
Annuario della Società Svizzera di Preistoria e d'Archeologia

**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte

**Band:** 75 (1992)

**Buchbesprechung:** Anzeigen und Rezensionen = Avis et révisions = Avvisi e  
recensioni

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 07.03.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Anzeigen und Rezensionen – Avis et réceptions – Avvisi e recensioni

*Hans-Jörg Kellner unter Mitarbeit von Mechthild Overbeck und Elisabeth Kellner, mit Beiträgen von Axel Hartmann, Bernhard Overbeck und Ulrich Zwicker: Die Münzfunde von Manching und die keltischen Fundmünzen aus Südbayern. Die Ausgrabungen in Manching Bd. 12. Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1990. 274 S., 8 + 71 Taf., 1 Beilage.*

Der zwölfte Band der Grabungspublikation von Manching umfasst nicht nur das numismatische Material von diesem Ort (939 Katalognummern und 10 Nachträge), sondern auch von anderen bayerischen Fundstellen (1302 Katalognummern, darunter Nr. 2211, ein Viertelstater angeblich aus Memmingen, heute im Rätischen Museum Chur, evtl. aus Cunter/Burvagn/GR). Es folgen die in einem eigenen Abschnitt, aber im Katalog mit fortlaufender Numerierung aufgenommenen übrigen keltischen Münzen in der prähistorischen Staatssammlung München (114 Katalognummern, darunter Nr. 2273 mit Fundort «Schweiz»). Summarisch wird von Bernhard Overbeck im weiteren der Schatzfund von Neuses an der Regnitz, Gde. Eggolsheim vorgestellt. Auf die Schatzfunde von Grossbissendorf und Wallersdorf sowie weitere mindestens 500–600 (darunter 84 aus Manching) seit der Drucklegung der Arbeit in der prähistorischen Staatssammlung eingelieferten keltischen Fundmünzen wird hingewiesen.

Das Werk beinhaltet unter den Funden aus Manching nicht nur keltische Münzen, sondern auch 140 Teile von Tüpfelplatten aus Keramik, sowie vierzehn römische, zwei griechische und drei neuzeitliche Prägungen.

Die knappe Auflistung des, sofern noch möglich, durchwegs abgebildeten Materials zeigt Umfang und Bedeutung für die weitere Auseinandersetzung mit keltischer Numismatik in Mitteleuropa. Gleichzeitig wird auch der Umfang der Publikation deutlich. So werden einige für die keltische Numismatik seit langem wichtige Schatzfunde, wie etwa Irsching, neu publiziert. Neben den älteren Einzelfunden sind auch Münzfunde aus weiteren, neueren Ausgrabungen wie Pollanten, Stadt Berching, aufgenommen.

Allgemein kann festgestellt werden, dass mit dem Werk von Hans-Jörg Kellner nach dem Katalog der keltischen Münzen des Schweizerischen Landesmuseums von Karel Castelin eine weitere wichtige Materialpublikation zur keltischen Numismatik vorliegt. Diese wird auch für das Gebiet der Schweiz von grossem Nutzen sein. Als Erläuterung dafür kann etwa die auf acht Tafeln gegebene Übersicht der süddeutschen Münztypen erwähnt werden (nachzutragen ist der Katalog des British Museum von Derek Allen: *Catalogue of the Celtic Coins in the British Museum Vol. 2. British Museum, London 1990.*)

Die Arbeit von Kellner weist neben dem bereits erwähnten Kapitel von Bernhard Overbeck einen von Axel Hartmann und Ulrich Zwicker verfassten umfangreichen Anhang mit naturwissenschaftlichen Analysen auf, der zu zahlreichen Fragen Stellung nimmt und die Verwendung der Tüpfelplatten bei der Münzherstellung untersucht. Auch werden etwa die recht häufigen subaeraten («gefütterten») Silbermünzen untersucht. Aufgrund der Resultate wird eine Herstellung solcher «Fälschungen» in Manching wahrscheinlich.

Es ist nun an dieser Stelle unmöglich, eine solche Informationsfülle auch nur ansatzweise auszuwerten, zu kommentieren

oder gar zu bewerten; das Schwergewicht der folgenden punktuellen Ausführungen soll auf den Münzen aus Manching liegen.

Es ist bereits bei der Übersicht deutlich geworden, dass die als Grabungsfunde angesprochenen Manchinger Funde den kleineren Teil des berücksichtigten Materials darstellen. Dementsprechend sind alle direkt mit der Fundstelle Manching verbundenen Informationen nicht immer leicht aufzufinden. Nützlich wären für den Benutzer, der meist die übrigen Bände der Ausgrabungen in Manching nicht gleich zur Hand haben dürfte, weitergehende Informationen zum Fundort, wie Kartenmaterial oder eine sämtliche Fundmünzen der Siedlung umfassende Tabelle (zu den Ausgrabungen und weiterem Fundmaterial vgl. Ferdinand Maier, *Germania* 64, 1986, 1–43; Susanne Sievers, *Germania* 67, 1989, 97–120; Ferdinand Maier, *Germania* 68, 1990, 129–165.).

Vermehrte Hilfsmittel der oben erwähnten Art würden die Arbeit mit dem Buch erleichtern. Leider fehlt – der Katalog bezieht bei seiner Anordnung die Fundumstände in der Art des FMRD ein – dem Werk auch ein nach Typen geordnetes Register. Dieses könnte auch eine Konkordanz zu anderen gebräuchlichen Materialsammlungen einschliessen.

Die Zusammenstellung der Funde macht einige interessante Aspekte deutlich: Aus den Plangrabungen ab 1955 stammt nur ein relativ kleiner Anteil der Stücke. Einen grösseren Bestand bilden vier Schatzfunde, von denen keiner während regulärer Grabungen geborgen worden ist. Den grössten Fundkomplex, sofern man diesen Ausdruck dafür überhaupt verwenden will, stellen die unter dem Titel «Einzelfundmünzen» aufgelisteten rund 400 Exemplare – rund die Hälfte der Manchinger Funde. Bei diesen Münzen handelt es sich um von Privaten zumeist mit Metalldetektoren aufgespürten Funde, die darauf staatlichen Stellen, vorab dem Museum Ingolstadt, angeboten worden sind. Der Autor verzichtet mit Recht darauf, über die reine Schilderung hinaus weiterführende Überlegungen zum Fundkontext anzustellen. Man könnte nun über die Fundumstände hinwegsehen und den sich angesichts der Menge und Vielfalt des numismatischen Materials reichlich vorhandenen Auswertungsmöglichkeiten zuwenden. Die in Manching durch Detektorgänger und Abnehmer des Materials («Mittelsmänner oder Münzhandel») angerichteten Schäden an dieser Fundstelle dürften aber katastrophale Ausmasse haben und wohl einen traurigen Rekord darstellen. Dieses Bild wird durch die im Katalog des übrigen aufgelisteten Materials aus Bayern gegebenen Angaben weiter verstärkt. Es kann angesichts der Suchwut der Detektorgänger und der Nachfrage von Handel und Sammlern nur noch eine Frage der Zeit sein, bis mehr oder weniger alle noch erhaltenen archäologischen Befunde gründlich zerstört sein werden. Das akribische Zusammenführen durch den Handel zerstreuter Schatz- und Siedlungsfunde scheint unter diesen Aussichten wohl Pflicht der Numismatiker und Archäologen. Es fragt sich allerdings, ob die dadurch gebundenen Energien nicht besser bei der technischen und gesetzlichen Bekämpfung der Detektorgängerei einzusetzen wären.

Kellner verzeichnet unter den Münzfunden aus Manching einen Anteil von 5% Gold, 81% Silber und 13% unedlem Metall. Häufigste Stücke sind dabei Quinare vom Büscheltypus. Der Autor rekonstruiert damit für Manching einen vorwiegend auf

Silber basierenden Geldumlauf. An der vorwiegenden Geldfunktion keltischer Prägungen kann wohl im Fall Manching nicht gezweifelt werden. Dies zeigen auch zahlreiche, aus weiter entfernten Gebieten stammende Münzen, wie etwa Potin der Leuker, Sequaner (Typ A und in einem Fall Typ C [Nr. 30]), sowie Helvetier («Zürcher Typus»; Nr. 33–35). In dieses Umfeld darf wohl auch der während der regulären Ausgrabungen 1972 geborgene Börsenfund von sechs Klein- und Kleinstnominalen aus Gold (Nr. 56–61) gestellt werden.

Einen besonderen Stellenwert innerhalb des vorgestellten Fundmaterials nehmen die Bruchstücke sogenannter Tüpfelplatten ein. Deren Verwendung als Gussformen für Münzschrötlinge wird am Manchinger Material klar hergeleitet. Aufgrund der Untersuchungen scheint die Prägung von Gold, genauer von Regenbogenschüsselchen, gesichert. Weiter wurden in Manching sehr wahrscheinlich Büschelquinare geprägt, die genauen Typen lassen sich im Moment aber in beiden Fällen nicht bestimmen.

Datierungsmöglichkeiten über den Fundzusammenhang sind auch in Manching nur beschränkt vorhanden, obwohl sogar einige wenige römische Münzen aus den Grabungen vorliegen. Kellner kann aber das von Hartmut Polenz (Bayerische Vorgesch. Blätter 47, 1987, 27–222) für die relative chronologische Gliederung der Münztypen anhand der Stücke aus Manching bestätigen. Er schlägt im weiteren für das Leukerpotin und für die Kreuzquinare vom Typ Dühren einen Prägebeginn noch in der Stufe Latène C vor. Zur Chronologie der Fundstelle Manching scheinen die Münzen die Ansichten für ein Ende des Oppidums zu Beginn der Stufe Latène D2 zu stützen.

Kellner vertritt die von Susanne Sievers (Germania 67, 1989, 97–120) bereits hervorgehobene Ansicht, dass anhand des Fundmaterials eine Zerstörung des Oppidums am Übergang der Stufen Latène C2/D1 festzustellen sei. Kellners Hauptargument dafür sind die Schatzfunde der Umgebung Manchings, wie Irching, Westerhofen und Berching, sowie der erwähnte Beutelfund aus Manching selbst. Er versteht diese Funde als historisch in der Art der römischen Schatzfundhorizonte des 3. Jh. n. Chr. zusammengehörig. Da sich eine gleichzeitige Vergrabung bzw. Verlust der erwähnten Komplexe anhand der Münzen selbst auf keine Weise sicher feststellen lässt, scheinen die den archäologischen Befund einbeziehenden Argumente Sievers zu einer Zerstörung Manchings am Ende der Stufe Latène C besser fundiert. Die Deutung der Schatzfunde ausserhalb einer kultischen oder religiösen Funktion ist aber, gerade unter dem Aspekt einer recht weit entwickelten Geldwirtschaft, doch wahrscheinlich.

Ganz am Rand sei noch vermerkt, dass – angesichts der auch in diesem Werk zahlreich vorhandenen Querverweise – die im Zusammenhang mit dem Schatzfund von Saint-Louis bzw. dessen Fundort da und dort geäusserten Zweifel endlich in nachvollziehbarer Form publiziert werden.

Kellner hat in diesem Band die Ergebnisse seiner jahrzehntelangen, sorgfältigen Forschungen greifbar gemacht. Die keltische Numismatik erhält damit eine weitere, bedeutende Materialvorlage.

Zu wünschen wäre, dass die jetzt hervorragende Materialbasis für viele Typen keltischer Münzen im Rahmen monographischer Studien vertieft behandelt werden kann. In erster Priorität müssen auch auf internationaler Ebene Massnahmen ergriffen werden, um einem weiteren Ausplündern archäologischer Fundstätten entgegenzutreten.

Hansjörg Brem

*Natalie Venclová: Prehistoric glass in Bohemia.* Published as a manuscript. Internal print of the Archaeological Institute of the Czechoslovak academy of sciences 11 801 Prague, Letenská 4. Printed by Polygraphia, section 6 – Prometheus, Prague 8, Praha 1990. 415 S., 26 Abb., 24 Tab., 76 Taf., 9 Karten.

Unter den verschiedenen archäologischen Fundgattungen erfahren die Objekte aus Glas nicht nur ihrer ästhetischen Qualitäten wegen eine besondere Wertschätzung. Durch ihre gute Vergleichbarkeit über weite geografische Distanzen hinweg eignen sie sich für grossräumige Analysen ebenso gut wie als chronologische «Leitfossilien» – in der Latènezeit bei den Armringen z.B. durchaus mit den Fibeln vergleichbar. Davon zeugt eine stark zunehmende Glas-Literatur, zu der auch das vorgestellte «Prähistorische Glas in Böhmen» von Natalie Venclová gehört. Um stellvertretend nur gerade zwei Titel mit ähnlichem Thema zu nennen, die ein Jahr vorher erschienen sind: M. Feugère (Hrsg.), *Le verre préromain en Europe occidentale* (1989); R. Reberhard, *Der Glasschmuck aus dem Oppidum von Manching* (1989).

Der Grundstock für das vorliegende Werk bildet ein in zwei Abschnitte gegliederter Katalog, der einerseits aus den bronze- bis latènezeitlichen Glasfunden aus ganz Böhmen besteht (S. 213–288) und andererseits das reiche Fundmaterial aus dem Oppidum Hradischt bei Stradonice aufbereitet (S. 289–313). Es handelt sich mit wenigen Ausnahmen um Perlen, Armringe und Gefässfragmente. Die über 2000 Objekte sind in einem übersichtlichen und zweckmässigen Katalogtext erfasst, und etwas mehr als die Hälfte von ihnen ist auf 64 Tafeln (Pl. 12–76) in Zeichnung und/oder Fotografie abgebildet. Der Katalog erfährt eine willkommene geografische Abrundung durch die Auflistung der entsprechenden Perlen- und Armringtypen in Mähren und der Slowakei (Appendix 2–7).

Der auswertende Teil des Buches zerfällt in zwei gewichtige Hauptblöcke: 1. Die frühbronze- bis spätlatènezeitlichen Perlen (S. 35–107); 2. Die mittel- bis spätlatènezeitlichen, «keltischen» Armringe und Ringperlen (S. 112–158). Weniger umfangreich ist ein dritter Abschnitt über die Glasgefässe (S. 159–162).

Um die Masse der bronze- bis latènezeitlichen Glasperlen in Böhmen übersichtlich vor dem Leser auszubreiten und selber auch leichter bearbeiten zu können, entwickelte die Autorin ein ausgeklügeltes Klassierungssystem, welches sich in einfache Zahlencodes umsetzen lässt. Die fünf Hauptkriterien umfassen Herstellungstechnik, Form, Material («Material and its translucency»), Farbe und Verzierung (S. 26–34). In der Folge werden dann die einzelnen Perlentypen in chronologischer Reihenfolge durchbesprochen. Als Anschauungsgrundlage dienen sechs Farbtafeln (Pl. 5–10).

Ohne auf Einzelheiten einzutreten, sei auf eine besondere Häufung von Perlen für den Zeitabschnitt Hallstatt D3/Latène A hingewiesen. Die Autorin sieht darin eine kurzfristige Öffnung des Karpatenbeckens zu den Glaszentren des Mittelmeerraumes. Dies gab vielleicht sogar den Anstoss für eine lokale Eigenproduktion in Böhmen – z.B. von bestimmten Varianten der gelben Schichtaugenperlen. Sonst bleibt aber in fast allen Fällen die Herkunftsbestimmung problematisch.

Eine nicht eben hervorragende Quellenlage kennzeichnet auch die «keltischen» Glasarmringe. Von den 320 Belegen stammen gerade sechs Stück gesichert aus Gräbern (zum Vergleich: aus der Umgebung von Bern gibt es rund 60 vollständige Glasarmringe, von denen etwa die Hälfte aus geschlossenen Grabkomplexen stammen und häufig mit Fibeln kombiniert sind). Beim grossen Rest der böhmischen Glasfunde handelt es sich weitgehend um meist kleinteilige Siedlungsfunde.

Sowohl bei den Armringen wie bei den Ringperlen übernimmt die Autorin das bereits von T. E. Haevernick im Jahre

1960 aufgestellte Klassierungssystem. Typ 5a (grünliches Glas, Fadennetauflage) tritt in Libčevce, Grab I/1888 mit einer frühen LT C1-Fibel auf und untermauert eine für diesen Typ im westlichen Mittelland der Schweiz und in Bayern bereits etablierte Datierung. Vergleicht man mit andern Fundstellen in Westeuropa, so ist Typ 7a (mit farblosem Glas und gelber Innenfolie) auffällig selten, dafür Typ 13 (mit gekerbter Doppelmittelrippe) umso häufiger. Charakteristisch für die «Oppidazivilisation» sind hier wie dort die Typen 2 und 3 aus opakem Glas und mit D-förmigem bis dreieckigem Querschnitt.

Ringperlen in grossen Mengen liegen in Böhmen von Stradonice (383 Stück) und in Mähren vom Staré Hradisko (158 Stück) vor; doch sind sie für eine differenzierte chronologische Auswertung (LT C bis LT D) allesamt unbrauchbar, da aus alten Aufsammlungen stammend.

In einem speziellen Kapitel (S. 142–156) versucht die Autorin, ausgewählte Grosskomplexe im östlichen, mittleren und westlichen Europa miteinander zu vergleichen, um Erkenntnisse über Produktionsstätten bzw. Absatzgebiete zu gewinnen. Tatsächlich gelingt es ihr, einige signifikante Unterschiede herauszuarbeiten. Ein grosses Handicap, das man nicht ausseracht lassen sollte, bleibt jedoch bei diesen Interpretationen der Umstand, dass der Faktor Zeit völlig unbekannt ist. So können z.B. selbst die von 76 Fundplätzen stammenden 312 Armingfragmente aus den Niederlanden einer relativ begrenzten Zeitphase innerhalb der Mittel- und Spätlatènezeit angehören. Dasselbe gilt in einem ähnlichen Sinne für die 99 Fragmente aus der Siedlung von Jüchsen in Thüringen, deren Belegungsschwerpunkt innerhalb der «späten HZ-LT D2» wir nicht kennen. Auch Stradonice beginnt mit den Armingtypen 5 und 14 (S. 117f.; 129f.; Tab. 21) bereits am Anfang von LT C, wenn man Münsingen-Rain als Massstab nimmt. Die divergierenden Typenanteile liessen sich eventuell nicht nur als das Resultat verschiedener Absatzgebiete interpretieren, sondern könnten auch auf unterschiedliche zeitliche Schwerpunkte zurückzuführen sein. Die Entstehung (oder gar die Herkunft) der Sammlung Mandeure/Mathay liegt vollends im Dunkeln.

Den sichersten Nachweis für Produktionsstätten bilden hingegen Rohglasklumpen, wie sie aus dem Oppidum von Stradonice sowie vom Staré Hradisko in Mähren belegt sind.

Das nun vorliegende Corpus prähistorischer Glasfunde in Böhmen besitzt einen ansehnlichen Umfang, den die Autorin mit Geschick zu gliedern und mit Vorsicht zu deuten wusste. Leider sind in Böhmen die Befunde für weitergehende Deutungen nicht optimal. An manchen Orten mit besseren archäologischen Voraussetzungen würde man sich allerdings glücklich schätzen, einen derartigen Katalog zu Rate ziehen zu können.

Felix Müller

*Eckhard Deschler-Erb, Markus Peter, Sabine Deschler-Erb, Das frühkaiserzeitliche Militärlager in der Kaiseraugster Unterstadt. Mit Beiträgen von Sylvia Fünfschilling, Alex R. Furger und Urs Müller.* Forschungen in Augst. Band 12. Römermuseum Augst 1991. 149 S. mit 86 Abb.

Zahlreiche militärische Ausrüstungsgegenstände sowie mehrere Spitzgräben in der Kaiseraugster Unterstadt haben seit Anfang der 1980er Jahre ein römisches Kastell des 1. Jh. n. Chr. vermuten lassen. Die Basler Lizentiatsarbeit von E. Deschler-Erb, in der die Militaria des 1. Jh. aus Kaiseraugst ausführlich behandelt sind, ist Hauptteil und Anlass der vorliegenden Publikation. Sie macht etwa die Hälfte des Buches aus.

Obwohl man gerade in jüngerer Zeit mit guten Gründen immer wieder die enorme Bedeutung der Befunde betont, halte ich es in dem vorliegenden Fall für durchaus berechtigt, «das Thema einmal nicht von den Befunden, sondern von den Funden her anzupacken» (S. 11). An den Anfang seiner Fundanalyse stellt E. Deschler-Erb eine Systematik für die Erfassung von Militaria des 1. Jh., die er in fünf Kategorien A–E (Angriffswaffen [Schleudergeschosse fehlen], Verteidigungswaffen, Pferdegeschirr, weitere Ausrüstung, Signalinstrumente) und zahlreiche Unterkategorien gliedert (S. 12 Abb. 1). Sie bietet einen guten Überblick, doch wird sich die Fundansprache nach diesem Schema wohl kaum durchsetzen (vgl. unten zum Katalog). Danach werden die einzelnen Funde ausführlich und in didaktisch hervorragender Weise besprochen (S. 13–37).

Übersichtliche Verbreitungskarten mit Fundlisten am Ende des Buches werden für Kettenpanzerhaken (S. 19 Abb. 6), Gürtelschnallen (S. 23 Abb. 12) und für Gürtelbleche (S. 27 Abb. 16) angelegt. Die inzwischen bei W. Schlüter, Die Römer im Osnabrücker Raum (1991) 23 Abb. 6; 76 Taf. 5, 1. 5 abgebildeten Kettenpanzerhaken können dem Typ 2 zugewiesen werden. Auf der Karte der Gürtelschnallen erscheinen sieben Fundpunkte der Form C, in der Fundliste S. 142 sind dagegen nur sechs Fundorte aufgeführt, es fehlt dort der im östlichen Schwarzwald gelegene Fundort Nr. 2. Die von E. Deschler-Erb mehrfach geforderte umfassende Untersuchung über den Militärgürtel des 1. Jh. (S. 22 Anm. 104; 27 mit Anm. 146; 28) liegt neuerdings zumindest für Britannien vor (F. Grew und N. Griffiths, *Archaeologia* 109, 1991, 47–84). Dass das Fehlen der geflügelten Pferdegeschirranhänger im Mittelmeerraum am Forschungsstand liegt, wie der Autor richtig vermutet (S. 30f.), zeigen die jüngst von M. Mackensen publizierten beiden Exemplare aus den Vesuvstädten (*Germania* 69, 1991, 174 Abb. 4.1.2).

Der klar aufgebaute Katalog (S. 54–79) enthält alle wesentlichen Informationen. Bei kreisrunden Objekten hätte man auf eine Längenangabe von «0 mm» verzichten können (Nr. 6, 19, 64, 77), unsinnig ist die Gewichtsangabe «0 g» (Nr. 76). Die kodierte Fundansprache wie zum Beispiel A 3.01, B 6.01 und C 1.06 sind im Katalog unpraktisch. Erst ein Blick auf die Systematik S. 12 oder auf die Fundzeichnung klärt auf, dass eine Speerspitze, eine Gürtelschnalle und ein herzförmiger Pferdegeschirranhänger gemeint sind. Alle 108 behandelten Objekte (102 Bronze, 5 Eisen, 1 Hirschgeweih) sind auf 13 Abbildungen in Strichzeichnungen vorgestellt. Bis auf die Eisenfunde (M. 2:3) sind alle Fundstücke grosszügig im Massstab 1:1 abgebildet.

In anschaulichen Diagrammen und Karten (Abb. 26–33) hat E. Deschler-Erb die Verbreitung der frühen Militaria in der Augster Oberstadt und der Kaiseraugster Unterstadt ausgewertet. Bemerkenswert sind die zahlreichen Militaria des 1. Jh. in der Oberstadt (S. 11 Anm. 21). Das Diagramm Abb. 34 (Insulae 13 und 36 sind vertauscht) zeigt für die Region 16D/17D in der Unterstadt eine relativ hohe «Militariafunddichte». Zum Vergleich hat E. Deschler-Erb nur Grabungen des Jahres 1979 herangezogen (S. 44 Anm. 274), was keineswegs repräsentativ ist,

zumal in diesem Jahr die meisten Militaria der Unterstadt auf Bireten ausgegraben wurden (S. 50). Interessanter wäre vor allem ein Vergleich mit den Insulae 30 und 31, wo die Stückzahlen ähnlich gross sind wie in Region 16D/17D (Abb. 26).

Drei der bisherigen neun Grabungen im Kastellbereich (S. 50; 116) werden näher vorgestellt. In der von E. Deschler-Erb bearbeiteten Grabung 1979 Bireten/«Haberl» konnte eine einphasige (S. 86) bzw. einperiodige (S. 87; 100) Aussenfront einer Holz-Erde-Befestigung mit davor gelegenen Spitzgraben nachgewiesen werden. Die Phasen 1a–c gehören zur Anplanierung und Errichtung der Wehranlage, in Phase 1d wird ihr Abbruch greifbar. Alex R. Furger legt die dazugehörigen Fundkomplexe vor. Er weist sie den einzelnen Phasen zu, ihre genaue Fundsituation bleibt dem Leser allerdings verschlossen. Der ungewöhnlich hohe Anteil von Töpfen unter der Keramik weist im Vergleich mit anderen Fundorten auf den militärischen Charakter des Fundplatzes hin (S. 96ff.).

Komplizierter sind die Befunde der Grabungen 1990.01 und 1978.04 in den Äusseren Reben, die U. Müller noch wenige Wochen vor Drucklegung angefertigt hat (S. 7). Hier sind vier kastellzeitliche Phasen 1a–d unterschieden. Schwierig ist deren Interpretation. Die Phasen 1a und 1b sowie die Phasen 1c und 1d hätte man wohl zusammenfassen können. Ob die vier Längsgräbchen der Phase 1c (Abb. 61) wirklich von Mannschaftsbaracken stammen, wie der Ausgräber vermutet (S. 106; 114), scheint mir sehr fraglich. Kasernen innerhalb eines Kastells sind natürlich stets naheliegend. Die dazugehörigen Funde hat S. Fünfschilling bearbeitet.

Unglücklich ist dieselbe Phasenbenennung 1a–d für die Befunde auf Bireten und in den Äusseren Reben, da diese Phasen nicht miteinander korrelieren.

Von den insgesamt 1813 bestimmbar Münzen aus dem Lagerbereich hat M. Peter die Münzen aus dem 1. Jh. ausgewertet (S. 115–120). Er kommt unabhängig zu dem überzeugenden Ergebnis, das Kastell sei in tiberischer Zeit gegründet und in claudischer Zeit, wohl noch vor der Jahrhundertmitte, aufgelassen worden.

Interessant ist das Kapitel über die Tierknochen der Grabung Bireten/«Haberl» 1979 (S. 121–131). S. Deschler-Erb konnte für die erste Hälfte des 1. Jh. eine Sonderstellung innerhalb von Augst/Kaiseraugst feststellen, «die auf eine militärische Bevölkerungsgruppe schliessen lässt» (S. 131). Der von ihr u.a. ausgewertete Fundkomplex B0 3755 (S. 122 Tab. 2) gehört allerdings zur nachkastellzeitlichen Phase 2 (vgl. S. 98).

Am Ende fasst E. Deschler-Erb die Ergebnisse in einer kurzen Synthese zusammen (S. 133f.). Funde (Militaria, Keramik, Münzen, Tierknochen) und Befunde belegen ein tiberisch-claudisches Kastell in der Kaiseraugster Unterstadt. Unerwähnt bleiben die 48 Fibeln aus den Regionen 16 und 17, die E. Riha, Die römischen Fibeln aus Augst und Kaiseraugst. Forsch. in Augst 3 (1979) publiziert hat (vgl. ebd. 213). Die meisten Fibeln datieren in tiberisch-claudische Zeit und finden sich häufig in Militärplätzen. Das Fibelspektrum bestätigt also zusätzlich dieses Resultat. Weiter zu verfolgen wäre die Vermutung, Kaiseraugst sei als Nachfolgekastell von Basel-Münsterhügel (S. 53; 134) zur Kontrolle eines Rheinübergangs angelegt worden (S. 51).

In der Einleitung werden Augster Inschriften und Ziegelstempel des 1. Jh. mit Nennung verschiedener Truppenteile angesprochen (S. 10). Leider wird die Frage nach der Truppe am Ende kaum diskutiert, was man nach der sorgfältigen Analyse der Militaria, in der ja für jedes einzelne Stück eine Truppenzuweisung versucht wurde, hätte erwarten können. Vermutlich liegt dies an den geringen Gesamtzahlen, die keine weitreichenden Schlüsse zulassen: 35 Fundstücke sind im Katalog sicher Fusssoldaten zugewiesen, nur 24 Objekte – ausschliesslich vom Pferde-

geschirr! – weist der Autor sicher Reitersoldaten zu. Deshalb ist auch Skepsis angebracht gegenüber dem von E. Deschler-Erb mehrmals betonten relativ geringen Anteil an Kavallerie in der Unterstadt (S. 33 mit Anm. 210; 39; 42f.; 46; 50; 80; 133). Errechnet man aus den Diagrammen Abb. 26, 28, 30 und 32 die absoluten Stückzahlen für die Insulae 22 bis 31 der Oberstadt sowie für die Regionen 16 bis 19 der Unterstadt, so zeigt sich, dass Pferdegeschirrtteile in der Oberstadt gegenüber der Unterstadt nur wenig häufiger sind als die übrigen Ausrüstungsgegenstände (zur Problematik der Truppenstationierung vgl. auch R. Matteotti, JbAK 13, 1992, im Druck). Ob man die Pferdegeschirrtteile zu Offizierspferden, Meldereitern und Transporttieren einer Infanterieeinheit zählt oder ob nicht zuweisbare Militaria zu einer Kavallerieeinheit gehörten und mit zwei verschiedenen Truppen zu rechnen ist, lässt sich aus dem vorliegenden Material nicht entscheiden. Immerhin hält E. Deschler-Erb einen Wechsel der Besetzungen für möglich (S. 133).

Wünschenswert wäre ein übersichtlicher Plan mit sämtlichen kastellzeitlichen Befunden gewesen, die Abb. 35 (S. 48) kann einen solchen nicht ersetzen. Doch ist dies erst nach Abschluss der Auswertungen der sechs noch nicht endgültig bearbeiteten Grabungen im Kastellbereich möglich. Dann wird man auch Grösse und Form des Kastells diskutieren müssen. Hinweise auf die stationierte(n) Truppe(n) wären zu erwarten. Wie bereits anderswo versuchte Ergänzungen zeigen (S. 11 Anm. 13; JbAK 11, 1990, 172 Abb. 1; 12, 1991, 57, Abb. 39), könnte Kaiseraugst neben Zurzach und Friedberg-Rederzhausen zu den ältesten rechteckigen Kastellen im Voralpenland gehören.

Für eine einheitliche Terminologie sei noch angemerkt: Der Bezeichnung «frührömisch» (S. 24; 129) ist das präzisere «frühkaiserzeitlich» vorzuziehen. «Frühaugusteisch» sollte man nicht mit dem Alpenfeldzug 15 v. Chr. beginnen lassen (passim), sondern auf die gesamte Regierungszeit des Kaisers Augustus beziehen: frühaugusteisch: 27–15 v. Chr.; mittelaugusteisch: 15 v. Chr.–Zeitenwende; spätaugusteisch: Zeitenwende –14 n. Chr. (ähnlich S. Rieckhoff, Saalburg-Jahrb. 32, 1975, 26 Anm. 130).

Den Autoren kann man zu diesem gelungenen Buch gratulieren. Mit Spannung wartet der Leser nun auf die Publikation der noch zahlreicheren Militaria der Augster Oberstadt (S. 53 mit Anm. 314) und der damit verbundenen Bewertung des komplizierten Problemkreises «Militaria in Zivilsiedlungen».

Werner Zanier

Walter Drack: *Der römische Gutshof bei Seeb, Gem. Winkel, Ausgrabungen 1958–1969 mit Beiträgen von Atika Benghezal, Daniela Dettwiler-Braun, Rudolf Fellmann, Bettina Hedinger und Hansjörg Brem, Annalis Leibundgut, Christine Meyer-Freuler, Karin Roth-Rubi, Beat Rütli.* 295 S. 246 Abb. 78 Taf. Berichte der Zürcher Denkmalpflege, Archäologische Monographien 8, Zürich 1990.

Die Villa von Seeb ist die bisher grösste, umfassend ausgegrabene Gutshofanlage der Schweiz. Der Ausgräber Walter Drack legt jetzt, einige Jahre nach seiner Pensionierung, die Grabungsergebnisse der Jahre 1958–1969 monographisch vor. Im einleitenden Teil schildert er die Lage des Gutshofes, den historischen Hintergrund im Umfeld von Vindonissa, die Geschichte der Erforschung seit dem 19. Jh. und die Dokumentation der Grabungen. Anschliessend beschreibt der Autor in alphabetischer Reihenfolge den Befund der einzelnen, mit den Buchstaben A–R bezeichneten Gebäude. Dabei vergisst er nicht, auf wichtige Funde aus eigenen oder älteren Grabungen zu verweisen. Die

Baukomplexe A (Herrenhaus), M, N (Portiken), B, E (Nebengebäude) und G (Badegebäude) gehören der Pars urbana an. Zur Pars rustica sind das Brunnenhaus F, die Gebäude C, D, H, J sowie die Viehpferche K und L einschliesslich der landwirtschaftlich genutzten Gebäude ausserhalb der Hofmauern zu zählen. Die Hofmauern mit den Toren O, P, Q, R führen im Norden an einen damals vorhandenen kleinen See.

Das palastartige Herrenhaus war durch ältere Grabungen teilweise gestört, doch hat der Autor noch komplexe Boden- und Schichtabfolgen vorgefunden. Nach dem damaligen Grabungsstil verzichtet er auf die heute üblichen und als wichtig betrachteten Profilbelege bei Bodenzuweisungen. Dafür überrascht er mit Verweisen auf *später zu erarbeitende* Bauetappen (S. 25). Dies erklärt sich daraus, dass zuerst den Mauern entlang gegraben (S. 23–25; vgl. auch Gebäude C, Raum R4 Abb. 36 mit Grabungsgrenzen und Abb. 38) und zugehörige Böden ohne stratigraphische Anschlüsse einer nachträglich definierten Bauetappe zugewiesen wurden.

Dem Baubefund folgen gut illustrierte Ausführungen zu Wandmalerei, Wandbelägen aus Juramarmor, zu einem Bodenestrich aus besonderem Mörtel, Bodenbelägen aus Holz- und Ton, Mosaiken und dem Kapitell einer Portikussäule. Die guten Erhaltungsbedingungen erlaubten spezielle heiztechnische Konstruktionen wie die Heizzentrale in Gebäude A, eine Testudo, schmale Rauchabzüge in Mauern, Hypokausträume, eine Kanalheizung sowie eine Wärmestrahlerwand(!) in einen bautechnischen Zusammenhang zu stellen. Dazu gesellen sich bautechnische Besonderheiten aus der Badeanlage, späte Holzversteifungen im Mauerwerk des Herrenhauses, Wasserabläufe, Meteorwasserdurchlässe im Mauerwerk, Herdstellen sowie Latrinen in den Gebäuden G, D und J. Nicht nur technisch, sondern auch wirtschaftsgeschichtlich interessant sind die Töpfer- und Rühreröfen in Gebäude B, der Kalkbrennofen südlich von Gebäude A sowie die Spuren einer Schmiede in Gebäude J.

Die Funde aus der Gutshofanlage werden von mehreren Mitautoren, die ihre Manuskripte zu verschiedenen Zeiten (S. 9) abschlossen, vorgelegt. Das Tafelgeschirr bearbeitete Katrin Roth-Rubi, die Gebrauchskeramik Christine Meyer-Freuler. Bemerkenswert ist die Beobachtung, dass im Herrenhaus eher wenig Terra Sigillata gefunden wurde und die Reihenfolge bei den Formen im Vergleich zu den Gebäuden B, C und E, wo an erster Stelle Auftragschüsseln, dann Teller und Schälchen für Beikost auftraten, gerade umgekehrt war. Darin wird wohl zu recht der Niederschlag unterschiedlicher Speisegewohnheiten gesehen. Mit der Analyse der Keramik aus umliegenden Villen und vom Töpferofen in Seeb gelingt Christine Meyer und Atika Benghezal (naturwissenschaftliche Untersuchung) der Nachweis, dass in Seeb Keramik nicht nur für den Eigenbedarf produziert wurde. Beat Rütli sieht im Verhältnis zu den bisher veröffentlichten Kleinfunden der Schweizer Villen in Seeb ein besonders reichhaltiges Glasinventar. Aber auch die von Annalis Leibundgut geltend gemachten Spuren der in der Schweiz eher seltenen Grossbronzen weisen auf eine besondere Stellung dieses Gutshofes hin. Rudolf Fellmann ordnet die Kleinfunde aus Eisen, Bronze und Bein (auf 40 Tafeln) nach Funktions- und Raumgruppen. Dabei kann er verschiedene Berufsgruppen identifizieren und die Gebäude B, C und D mit der Landwirtschaft, Gebäude J mit der Holzverarbeitung in Verbindung bringen. Die Bearbeitung der gestempelten Ziegel durch Bettina Hedinger und Hansjörg Brem bringt neue, wichtige Erkenntnisse zu Ziegelform (S. 226) und Stempeltyp. Ohne Kommentar liegt dagegen eine Münzliste von Daniela Dettwiler-Braun bei. So erfährt man nichts zu den kaum vorhandenen Münzen des 1. Jh., zum mutmasslichen spätrömischen Münzschatz oder zur geringen Gesamtzahl der Fundmünzen in Seeb.

Im Schlusskapitel *Ergebnisse* geht W. Drack auf Baugeschichte, Datierung, Gutsbetrieb und Rekonstruktion des typologisch als längsaxial eingeordneten Gutshofes ein. Seine Grundlagen für die relative Chronologie gewinnt er durch die in den Ausgrabungen erschlossene Abfolge der Baureste, während er für die absolute Chronologie (Belegungszeit des Platzes etwa 30 n. Chr. bis etwa Mitte 4. Jh.) Keramik und anderweitig datierte bautechnische Details heranzieht. In der Neubearbeitung stellt er fest (S. 261), dass sich seine früher (7. Ber. ZD 1970–1974 [1975], 119–152) vorgelegten Überlegungen zur Baugeschichte des Herrenhauses bestätigt hätten, aber gelegentlich etwas zu modifizieren seien.

Nach dem Autor entwickelte sich das Herrenhaus von Seeb aus einem Hallenhaus zu einer, mit einem Park in Richtung See ausgebauten, palastartigen Anlage. Die Entwicklung dokumentiert sich in den acht Bauetappen des Herrenhauses und bis zu drei Bauetappen der Nebengebäude. Dies wird in einer Konkordanztafel (Abb. 247) graphisch dargestellt. W. Drack schliesst sein Werk mit Überlegungen zur Gutshofgeschichte und zur Rekonstruktion der Anlage.

Am Beispiel des Herrenhauses muss auf Unstimmigkeiten zwischen dem beobachteten Baubefund (Abb. 17), der Baugeschichte (ältere Fassung, Abb. 18) und deren modifizierten, neuen Form (Abb. 229–236) aufmerksam gemacht werden. Aufgrund der nach Abb. 17 tatsächlich gefundenen Mauerzüge ist eine Gleichzeitigkeit des südöstlichen Anbaues nicht auszuschliessen: Mauer 13b könnte, nach Osten weiterziehend, durchaus als Nordwand des Ostflügels verstanden werden. Zwingende Argumente, unter anderen Mauerverbände, fehlen selbst für die Annahme einer gleichzeitig errichteten Längsportikus um den zentralen Hallenbau. Deshalb hat der einzigartige Grundriss dieses Gebäudes nur als hypothetisch zu gelten. Schwieriger wird es in Etappe 4 (Abb. 232), wo Drack eine nicht nachgewiesene Mauer und (vgl. Abb. 17 und 18) mit der Verlängerung von MR 10e nach Westen zu MR 10c einen neuen Maueranschluss vermutet. Das an MR 10c und MR 16 angefügte Eckmauerstück wird zudem jetzt neu anstatt nach Osten nach Westen orientiert gezeichnet (vgl. Abb. 232 mit 17 und 18). Gerade die Existenz dieses Eckmauerstückes hat nur dann einen Sinn, wenn die Mauern 10a bis c gleichzeitig mit dem Westgebäude benutzt wurden, und zwar nachdem die Mauern über den runden Fundamenten im Südwesten bereits standen! Das bedeutet aber, dass Dracks Bauetappe 4 in dieser Form nicht stimmen kann und die bauliche Verbindung von West- und Hauptgebäude A erst später, vielleicht nach einem Teilabbruch und Umbau (vgl. die in Etappe 5 erwähnte Abbruchschicht, S. 263) erfolgte. Im weiteren geht aus dem Mauerplan Abb. 17 nicht hervor, wie Drack auf Abb. 232 und 233 aus im Verband hochgezogenen Mauerecken im südöstlichen Abschluss des Wohngebäudes zwei verschiedene Phasen machen kann. Im nördlichen Hof entdeckt man auf Abb. 233 neue Mauerzüge, die sich auf Abb. 17 und 18 nicht finden. Mit anderen Worten: bei genauem Planvergleich gibt es offensichtliche Abweichungen vom Originalplan, die nicht begründet wurden. Diese Unstimmigkeiten lassen Dracks baugeschichtliche Analysen und Synthesen, oder dann die Auswahl der abgebildeten Pläne, in fragwürdigem Licht erscheinen. Grundsätzlich scheint bei seinen baugeschichtlichen Resultaten Skepsis angebracht. Die anderen Bauten habe ich nicht so eingehend überprüft.

Trotz dieser Mängel und vielleicht gerade wegen der übrigen von Anita Siegfried (Redaktion) aufgezählten Einschränkungen gewinnt dieses Buch einen eigenen, die reinen Fakten übersteigenden Wert. Der retardierende Stil der Befund- und Keramikauswertung bietet im Vergleich mit einer neueren Auswertung einen Einstieg in die Arbeitsweise der 60er Jahre. Im gleichen

Band tragen dagegen die Ergebnisse der Eisen- und Ziegelbearbeitung einen fortschrittlichen Charakter. Zugleich zeigen die Resultate der Fundbearbeitung, wie wichtig ihr Beitrag für die Deutung eines Baubefundes sein kann – und mit seinem bautechnischen Katalog bietet Drack interessante Vergleichsbeispiele.

René Hänggi

*Elisabeth Ettliger, Bettina Hedinger, Bettina Hoffmann, Philip M. Kenrick, Giuseppe Pucci, Katrin Roth-Rubi, Gerwulf Schneider, Siegmund von Schnurbein, Colin M. Wells, Susanne Zabehlik-Scheffenecker: Conspectus formarum terrae sigillatae italico modo confectae. Materialien zur römisch-germanischen Keramik, Heft 10. Dr. Rudolf Habelt GmbH. Bonn 1990. 213 S., 63 Taf., 2 Beil.*

Nach einem knappen Jahrhundert der ständig wachsenden Zahl, oft genug auf dem Material einer einzigen Fundstelle basierenden Sigillata-Typologien hat sich eine international zusammengesetzte Gruppe von Autorinnen und Autoren daran gewagt, Remedur zu schaffen: sie haben eine umfassende, flexible, in sich stimmige Typologie (primär aufgrund von Gefäss-Rand- sowie -Wand-Bildung) der glatten «Arretina» entwickelt, die das Material einer Vielzahl von Fundplätzen (dazu Karte Beilage 1 mit 141 Fund- und Produktionsorten im ganzen römischen Reich) berücksichtigt – wenn auch um den Preis der Aufgabe gut eingeführter Bezeichnungen.

Das vorgelegte Produkt ist als Arbeitsinstrument für einen vergleichsweise breiten Kreis gedacht: es wendet sich ausdrücklich auch an Ausgrabende und im Museum Tätige, Personen also, die nicht zwangsläufig im Zentrum der Sigillata-Forschung stehen.

Diese beiden Ziele – umfassende Typologie und Arbeitsinstrument – formuliert C. M. Wells zu Beginn seiner einleitenden «Note to the Reader», und an diesem Anspruch sollte man das Werk messen, will man ihm auch nur ansatzweise gerecht werden. Um es vorwegzunehmen: Nach Auffassung des Schreibenden sind die Ziele vollumfänglich erreicht. Auch mit den in der Praxis eher kleinen Scherben findet der/die Suchende in der Regel problemlos über die in Beilage 2 mit der Übersicht über die 54 Formen in den eigentlichen «Conspectus formarum», der das Herzstück des Werkes darstellt. Hier sind Varianten einer Form jeweils auf einer Tafel übersichtlich dargestellt; auf der gegenüberliegenden Seite – ungemein benutzerfreundlich – liest man eine Beschreibung der Form, die die Kriterien für die Zuweisung festhält, darüber hinaus die wesentlichen Informationen zu Produktionsorten, Datierung, Verbreitung sowie die Konkordanz zu den bislang üblichen Bezeichnungen. Dass B. Hedinger eine am Schluss des Buches wiedergegebene zusätzliche Konkordanzliste zu bestehenden wichtigen Typologien erarbeitet hat, wird jeder Benutzer und jede Benutzerin dankbar zur Kenntnis nehmen. Eine glückliche Idee sei am Rand erwähnt: Die Bezeichnungen einer Form werden in Deutsch, Englisch, Italienisch und Französisch genannt und damit die Benutzung des Werkes bei der Grabungs- oder Museumsarbeit oder auch als interessante Lektüre noch weiter verbessert.

Der erste Teil des Buches sowie ein angehängter Teil «Exkurse» führen über die reine Typologie hinaus, in die aktuelle Sigillata-Forschung hinein – gemessen am Grundanliegen des Werkes eine Zusatzleistung; der Teil zeigt überdies die Basis für den eigentlichen «Conspectus». Zentrale Informationen zu den Produktionsstätten, zum Herstellungsprozess, zu Datierungsfragen,

sowie – als Exkurse – zu Töpferstempeln, Gefässgrößen, Böden und Standringen, Kannenformen und schliesslich zu Randbildungen von Reliefgefässen finden sich hier. Die einzelnen Beiträge sind in der Muttersprache der Verfasserin oder des Verfassers abgefasst – so die Internationalität des Unterfangens verdeutlichend –, sinnvollerweise aber in einem leicht verständlichen Stil. Der Schreibende hat denn diese Beiträge auch mit grossem Interesse und Vergnügen gelesen und, als mit der Materie mässig Vertrauter, viel gelernt. Besonders zu erwähnen gilt es einen vorzüglichen Beitrag über chemische Untersuchungen an Sigillata. Die im Kapitel über Herstellungstechnik, Formen und Farben von E. Ettliger ausgesprochene Empfehlung, neben Farbcodes doch auch wörtliche Farbbeschreibungen zu geben, sei wärmstens weiterempfohlen: Wer je die Auswirkungen von Umwelteinflüssen gesehen hat – schlagend etwa in den Wandmalereien der Villa von Oplontis, wo die heisse Vesuv-Asche Bruchstücke der roten Wandmalerei ockergelb verfärbt hat – wird der Schein-Objektivierung durch Verwendung der Munsell-Karten ohnehin äusserst skeptisch gegenüberstehen und die Subjektivität eines wörtlichen Ausdrucks vorziehen.

Selbst bei einem so gelungenen Werk wie dem «Conspectus» wird man Stellen finden, die man als weniger überzeugend taxiert. In manchen Fällen kann eine Anmerkung berechtigt erscheinen, in anderen entspringt sie einer persönlichen Neigung: So hätten die sehr sorgfältigen Profilzeichnungen mit Schraffuren optisch leichter gewirkt als mit der hier gewählten Lösung, sie schwarz auszufüllen – eine reine Frage der Präferenz, mithin eine Marginalie. Schwerer wiegt die Absenz französisch-sprachiger Beiträge: Zwar betont S. von Schnurbein im Vorwort, welche grundlegenden Anregungen von Ch. Goudineau und M. Picon ausgingen, und Spuren davon finden sich wiederholt. Dennoch lehrt die Erfahrung, dass das Fehlen von Textpartien in der eigenen Sprache sich bei potentiellen Benutzer/innen nicht selten als psychologische Hemmschwelle erweist. Gerade beim anvisierten Ziel, den «Conspectus» als internationales Arbeitsinstrument zu etablieren, und bei den unbestrittenen Qualitäten des Buches wäre es sehr bedauerlich, wenn das Werk in einer so wesentlichen Fundregion wie Frankreich nicht die verdiente Beachtung fände. Kurze Résumés am Schluss der Kapitel in den jeweils anderen Sprachen könnten vielleicht dieses Hemmnis verringern – möglicherweise in einer nächsten Ausgabe. Denn dass ein so sinnreiches, durchdachtes und gut zu benutzendes Arbeitsinstrument, das zudem ungewöhnlich preisgünstig ist, sich auch entsprechend absetzen lässt, kann man ihm nur wünschen.

Red.

*Rudolf Laur-Belart: Führer durch Augusta Raurica. 5., erweiterte Auflage, bearbeitet von Ludwig Berger. Herausgeber Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel. Kommissionsverlag Römermuseum Augst. Basel 1988. 215 S., 212 Abb., 1 Kartenbeilage.*

Einen bestehenden, von einem Autor mit klangvollem Namen verfassten Führer grundlegend zu überarbeiten, ist ohne Zweifel keine gesuchte Aufgabe. Dass sich L. Berger dennoch dieser schwierigen, mühevollen und wenig prestigeträchtigen Arbeit mit so viel Sorgfalt und Umsicht angenommen hat, wird ihm der Kreis der Benutzerinnen und Benutzer, der sich nach dem Erscheinen einer französischen Version noch vergrössert hat, zu danken wissen. Denn die Notwendigkeit, den auf einem Manuskript von 1966(!) basierenden Führer von Grund auf zu überholen, wird bereits beim Lesen des Inhaltsverzeichnisses offensichtlich: Allein die Abschnitte über die Unterstadt bean-

spruchen, bedingt durch die intensive Bautätigkeit und den daraus resultierenden erheblich verbesserten Wissensstand, gut dreimal mehr Seiten als in der vorhergehenden Auflage. Wenn der Führer trotz des Mehrs an Stoff und trotz der zahlreichen, attraktiv und informativ in den Fundstoff eingeflochtenen Pläne und Photos nur unwesentlich mehr Seiten umfasst, liegt dies zum einen an L. Bergers gegenüber Laur-Belart knapperem und konzierem Schreibstil (in manchen Fällen sogar präziser: die Legenden zu den Plänen der Frauenthermen deklariert L. Berger als «Rekonstruktion», eine für den weniger geübten Benutzer richtige Präzisierung), zum anderen am leicht vergrösserten Format (man benötigt nun schon recht grosse Vestentaschen...). Überhaupt gilt es auf L. Bergers zurückhaltendere Deutungen hinzuweisen, so im Fall der «Frauenthermen»: die Interpretation als Badeanlage speziell für Frauen lässt er, aus völlig richtigen Überlegungen, nicht mehr global, sondern nur noch für die Spätzeit gelten.

Die intensive und fruchtbare Forschungsarbeit, die in Augst vor allem in den letzten knapp 10 Jahren geleistet wurde, hat auch das Literaturverzeichnis länger und zu einem guten Einstieg in vertiefte Beschäftigung mit dem Ort werden lassen. Gerade die in Augst weitergehende Forschung zeigt ein Problem deutlich, vor dem wohl jeder Führer steht, dass er nämlich notwendigerweise den aktuellen Stand widerspiegelt und nicht die endgültige «Wahrheit» beinhalten kann. Dazu ein Beispiel: Die Statue aus dem Heiligtum an der Flühweghalde, von Laur-Belart noch als Cybele angesprochen, wird im neuen Führer als Genius bezeichnet; die Neubearbeiterin C. Bossert-Radtke, der ich für diese Vorinformation danke, interpretiert die Statue in ihrer im Druck befindlichen Publikation mit einleuchtenden Argumenten nun als «Mutter- und Schutzgottheit». Solche neue Ergebnisse werden zweifellos bei der nächsten Bearbeitung (die kaum wiederum 22 Jahre auf sich warten lassen wird) aufgenommen.

Insgesamt kann man sich nur wünschen, dass Besucherinnen und Besucher bald auch zu anderen wichtigen Fundorten in der Schweiz analoge qualitätvolle Führer, zu einem ähnlich attraktiven Preis, werden erwerben können.

*Red.*

*Markus Peter: Eine Werkstatt zur Herstellung von subaeraten Denaren in Augusta Raurica. Studien zu Fundmünzen der Antike Bd. 7. Gebr. Mann Verlag, Berlin 1990. 155 S., 29 Taf., 11 Abb., 4 Tab.*

Es gehört eher zu den selteneren Ereignissen, dass Studien über schweizerisches Fundmaterial in monographischem Rahmen im Ausland publiziert werden. Die vorliegende Arbeit – hervorgegangen aus einer Lizentiatsarbeit an der Universität Basel – behandelt ein spezielles Thema innerhalb der vom Autor seit mehreren Jahren mit grossem Engagement betreuten Münzfunde aus dem römischen Augst und Kaiseraugst. Es geht dabei um einen Teil der häufig summarisch unter «Falschmünzerei» zusammengefassten Zeugnisse von Münzprägung im römischen Augst, die bereits seit dem 18. Jahrhundert bekannt sind und seither immer wieder diskutiert werden. Diese Spuren sind in Augst – im Vergleich zu anderen in- und ausländischen Fundstellen – aussergewöhnlich häufig. Sie wurden 1981 und 1982 durch die Ausgrabung eines als Werkstatt ansprechbaren Bereiches in der Insula 50 stark vermehrt und durch diesen archäologischen Befund besser interpretierbar. Hier wiesen zahlreiche Halbfabrikate, wie etwa Schrötlinge, auf die Herstellung von römischen Denaren mittels Stempeln hin.

Markus Peter ging bei seiner Arbeit von diesen Objekten und Fundzusammenhängen aus. Es gelang ihm, weiteres Material, darunter einen bereits von Hugo Doppler (Schweizer Münzblätter 61, 1966, 18–23) vorgestellten Münzstempel aus der Insula 31 mit der in der Insula 50 befindlichen Werkstatt zu verbinden. Weitere vier, ebenfalls von Hugo Doppler publizierte Stempel, aus der Insula 39 gehörten wahrscheinlich ebenfalls dazu. Damit umfasst der der Studie zugrunde liegende Katalog von Halbfabrikaten, Stempeln und auch Münzen 315 Nummern. Das vollständig abgebildete Material und die zum Thema bereits vorhandenen Untersuchungen an Vergleichsfunden hat der Autor unter Einbezug von naturwissenschaftlichen Verfahren ausführlich ausgewertet. Damit steht – von Markus Peter immer mit Vorsicht geäussert – fest, dass in Augst in der Insula 50 etwa in den Jahren 195 bis 210 n. Chr. Denare geprägt wurden. Sie bestanden nicht vollständig aus Silber, sondern im Kern aus einer Kupferlegierung. Dieser wurde, wie vom Autor anhand von Experimenten nachvollzogen, sehr wahrscheinlich mit einer stark silberhaltigen Kupferlegierung im Schmelzverfahren überzogen und danach geprägt. Ein grosser Teil der Produktionsresten besteht in gegossenen Segmentstäben und in den durch Unterteilung und Hämmern derselben gewonnenen Schrötlingen mit und ohne Silberüberzug. Die für die Prägung verwendeten Eisenstempel wurden offenbar an Ort von verschiedenen Handwerkern nach regulären, im 2. und 3. Jh. n. Chr. zirkulierenden Münzen der Kaiser Hadrian, Antoninus Pius, Marc Aurel, Commodus, Pertinax, Clodius Albinus und Septimius Severus geschnitten. Der Autor konnte an den Münzen (unter Einbezug des einzigen noch lesbaren erhaltenen Stempels) insgesamt 32 Vorderseitenstempel und 29 Rückseitenstempel feststellen, die in ihrer Ausführung drei Stilgruppen zugewiesen wurden. Obwohl der Stil der Darstellungen von römischen Vorbildern etwas abweicht, haben die Graveure in Augst gute Arbeit geleistet – so sind etwa die Buchstaben der Legenden stets korrekt wiedergegeben und Fehler allgemein selten. Unter den geprägten Exemplaren aus der Augster Werkstatt sind zwar sog. hybride Münzen recht häufig, doch dürften die im Vergleich zu offiziellen Prägungen nicht zusammengehörigen Vorder- und Rückseitenbilder und das im Durchschnitt etwas geringere Gewicht dem Benutzer solcher Stücke kaum aufgefallen sein. Damit stellt sich die vom Autor ausführlich diskutierte Frage der Bewertung solcher Prägungen bzw. der damit verfolgten Absicht. Markus Peter bezieht in dieser Hinsicht klar Stellung und bezeichnet die in der Insula 50 hergestellten Prägungen als Fälschungen, die in betrügerischer Absicht hergestellt worden sind. Die aufgrund des Befundes allenfalls noch mögliche Interpretation, dass die Stadtbehörden in einer wirtschaftlich kritischen Phase mittels eigener Münzprägung Gewinne anstrebten und die Münzstätte in Insula 50 zumindest nicht im Verborgenen arbeitete, wird jedoch vom Autor nicht ausgeschlossen. Die Bedeutung der Studie im numismatischen Bereich betrifft in erster Linie die Frage der Bewertung, der allgemein recht häufigen subaeraten Denare. Das Verfälschen von Silbermünzen durch geringere Legierung oder Verwendung anderer Materialien im Kern begleitet das Münzwesen seit dessen Aufkommen. Aus römischer Zeit sind subaerate Münzen aus Funden häufig, und es sind auch Fälle bekannt, wo mit denselben Stempeln vollwertige und subaerate Denare hergestellt worden sind. Die Forschung hat deshalb im allgemeinen nur hybride oder stilistisch deutlich abfallende Stücke unter «antike Fälschungen» eingereiht. Für die übrigen Prägungen – auch einige der vorgestellten Münzen aus Augst fallen in diese Kategorie – wurde eine Herstellung im staatlichen Rahmen, allenfalls noch die illegale Verwendung von entwendeten Stempeln angenommen. Neben den in ihrer Lesart stark umstrittenen literarischen Quellen kann dafür in erster Linie die Stempelkoppelung



von subaeraten und silbernen Stücken als Argument angeführt werden. Peter hat in seiner Arbeit die Möglichkeit der mechanischen Herstellung von Stempeln nach Münzen erwogen und dafür auch zahlreiche, den Rezensenten überzeugende Argumente, darunter auch technische Versuche, aufgeführt. Der Nachweis der Möglichkeit eines solchen Verfahrens macht die Annahme eines häufigen Diebstahls von Stempeln der staatlichen Münzstätten oder auch eine vorwiegend offizielle, staatliche Prägung von subaeraten Denaren weniger wahrscheinlich. Es ist anzunehmen, dass die Arbeit gerade in dieser Hinsicht zahlreiche Diskussionen auslösen wird. Obwohl das Werk sicher mit Recht auf die numismatische Fachwelt hin ausgerichtet ist, sind die darin zusammengefassten Resultate, deren Herleitung auch für nicht speziell mit der römischen Numismatik vertrauten Personen gut nachvollziehbar ist, von allgemeinem Interesse. Sei es, dass etwa Fragen zur Metallverarbeitung in römischer Zeit diskutiert werden, sei es dass mit der Falschmünzerei eine weitere, interessante Facette des Wirtschaftsleben im römischen Augst nun noch besser erschlossen ist. Die Arbeit von Peter reiht sich damit lückenlos unter die im Bereich des Augster Teams in letzter Zeit herausgebrachten Publikationen, die die Bedeutung und Qualität der archäologischen Forschung in Augusta Rauracorum und Castrum Rauracense klar unterstreichen.

Hansjörg Brem

*Ulrich Back: Frühmittelalterliche Grabfunde beidseits der unteren Mosel. British Archaeological Reports, International Series 532. Oxford 1989. 204 S., 51 Taf. 13 Karten, 3 Beil.*

In seiner 1986 als Dissertation in Mainz angenommenen Arbeit legt der Autor Grabfunde – nach Ausweis der hilfreichen Übersichtskarte – von 114 Fundstellen, aus einem rund 1400 km<sup>2</sup> grossen Gebiet im eigentlichen Moseltal sowie von den umliegenden höhergelegenen Gebieten vor. Der chronologische Bereich ist auf die Zeit der Merowingerherrschaft, mit einem durch das Material gegebenen Schwergewicht im 7. Jh., beschränkt.

Kern der Publikation sind zum einen Ausführungen zu Materialgruppen, quer zu den Grabinventaren, zum anderen ein Katalog mit Angaben zu Fundgeschichte, Grabbau, Grabinventar – allerdings ohne Datierungsvorschlag – und Verbleib der Funde, ergänzt durch Strichabbildungen auf 51 Tafeln, geordnet nach Grabkomplexen. Die Anordnung des Katalogs nach Gemeindefürstentümern ist zweifellos zweckdienlich; eine Konkordanzliste früher gültiger und nach der im Vorwort zum Katalog erwähnten Verwaltungsreform gebräuchlicher Gemeindefürstentümern indes wäre für den mit der Region weniger vertrauten Leser nützlich gewesen.

U. Back untersucht schliesslich Fragen von Kontinuität und Diskontinuität, von (fränkischer) Landnahme und Weiterbestehen mehr oder minder stark romanisierter Bevölkerungsgruppen; dabei berücksichtigt er, ein interessanter und vielversprechender Gesichtspunkt, die unterschiedliche Beschaffenheit der Böden sowie die in den diversen Höhestufen bemerkenswert unterschiedlichen Durchschnitts-Temperaturen. Allerdings lassen die Funde und Befunde eine eigentliche historische Betrachtung nicht zu; immerhin zeichnet sich ab, dass das flache Land im 5./6. Jh. weitgehend siedlungsleer gewesen sein muss und «... erst ab dem 7. Jh. von der nicht mehr so klar differenzierbaren Bevölkerung neu aufgesiedelt wurde» (S. 109). Folgerichtig regt der Autor an, die angesprochenen Probleme mit Hilfe von Nachbarwissenschaften anzugehen.

Red.

*Volker Bierbrauer, Invillino – Ibligo in Friaul I. Die römische Siedlung und das spätantik-frühmittelalterliche Castrum. Mit Beiträgen von Luciano Bosio, Angela von den Driesch, Michael Mackensen und Marlies Stork. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte Bd. 33 (Text- und Tafelband). C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München 1987. 484 S., 67 Abb., 17 Tabellen, 180 Taf. und 11 Beilagen.*

*Volker Bierbrauer, Invillino – Ibligo in Friaul II. Die spätantiken und frühmittelalterlichen Kirchen. Mit einem Beitrag von Hans Hirschhuber. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte Bd. 34. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung München 1988. 172 S., 44 Abb., 55 Taf. und 11 Beilagen.*

In den beiden inhaltsreichen Bänden veröffentlicht V. Bierbrauer die Resultate der zwischen 1962 und 1974 von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (J. Werner) durchgeführten, ab 1965 vom Verf. geleiteten umfangreichen Ausgrabungen (Gesamtfläche ca. 35 a) auf zwei bei Villa Santina aus dem breiten Tal des Tagliamento aufragenden Hügeln, dem Colle Santina (C.S.), an dessen Nordfuss das heutige Dorf Invillino liegt, und dem 750 m weiter westlich gelegenen Colle di Zuca (C.Z.), mundartlich «Ciuchi», was schweizerisch «Tschugg» = Hügel entspricht.

Wie gewohnt halten wir wieder zwei sorgfältig redigierte, mit einem umfangreichen Bildteil ausgestattete Bände der Münchner Reihe in Händen. Begrüsst hätte man es, wenn auf den Plänen (Beilagen sowie I, Abb. 36.47–54) gegrabene von ungebauten Flächen (durch Raster) unterschieden worden wären. Erschwerend wirkt, dass sowohl für die Bezeichnung der Stein- wie auch Holzbauten sowie für deren einzelne Räume – also dreimal – jeweils Grossbuchstaben verwendet wurden.

Während auf dem (höheren) C.S. Siedlungsreste und Funde zutage traten, die den Zeitraum vom 1. bis 8. Jh. umspannen, lagen auf dem C.Z. Gräber und eine mehrperiodige Kirchenanlage des 5. bis 8./9. Jh., die vermutlich von einer auf dem C.S. errichteten Kirche abgelöst wurde.

Das Ziel, auf dem C.S. das von Paulus Diaconus erwähnte castrum Ibligo aufzufinden und dort eine der von ihm mit dem Begriff castra belegten, offenbar befestigten spätantik-frühmittelalterlichen Höhensiedlungen Oberitaliens, in denen sich u.a. – so auch in Ibligo – im Jahre 610 Langobarden gegen eingefallene Awaren verteidigten, erstmals archäologisch in ausreichendem Umfang freizulegen, wurde voll erreicht. Aus der umfassenden Analyse des Verf. geht klar hervor, dass in solchen Anlagen die einheimische, romanische Bevölkerung lebte, bei Bedarf verstärkt durch eine ostgotische oder – nach 568 – langobardische Garnison.

Die romanische Bewohnerschaft bezeugen einerseits die erfreulicher Zahl vorliegenden Trachtelemente (Fibeln, Nadeln, Ohringe usw.) und Geräte aus Metall, aber auch die massenhaft gefundenen Fragmente von Tongeschirr (bes. die sog. «Hauskeramik») sowie Glasgefässen und nicht zuletzt auch die angetroffenen Bauten; ein wichtiger, bis auf Nachträge bereits 1982 abgeschlossener Beitrag (S. 229–265) von M. Mackensen behandelt die zur Wertung der Siedlung und der Funktion und Kaufkraft ihrer Bewohnerschaft entscheidenden Importe an Feingeschirr, Lampen und in Amphoren transportierter Lebensmittel (vorab Wein) aus Nordafrika und dem östlichen Mittelmeer.

Verbunden mit einer ausführlichen Erörterung der bei den einzelnen Gebäudekomplexen und Häusern erhobenen Befunde und Funde sowie deren Stratifizierung und Datierung (S. 56–126 und Beilagen 2–11) kommt Verf. zur Unterscheidung von drei Perioden (S. 56. 291–296 und Beilage 2):

*Periode I* («1. Jh. – Mitte/zweite Hälfte 4. Jh.»): mehrräumige Gebäudekomplexe und einzelne Bauten, z.T. mit Zisternen, aus gemörteltem Mauerwerk, interpretiert als Überreste einer (unbefestigten) bäuerlichen Siedlung;

*Periode II* («Mitte/zweite Hälfte 4. Jh. – erste Hälfte 5. Jh.»): Um- und Ausbauten der Gebäude der Periode I; Aufkommen von handwerklicher Produktion (Eisenverarbeitung und Glasherstellung);

*Periode III* («erste Hälfte 5. Jh. – zweite Hälfte 7. Jh.»): über bzw. anstelle der älteren Gebäude auf Sockeln aus Trockenmauerwerk errichtete Holzbauten (vgl. den zugehörigen vorzüglichen Exkurs zu romanischen Holzbauten mit und ohne Steinsokkel S. 312ff.), interpretiert als Bauten des schriftlich überlieferten Castrum Ibligo; Fortdauer der Werkstätten (Eisen, Glas).

*Periode IV* («8. Jh.»): gemörtelte Bauten (in der Senke östlich des älteren Siedlungsareals) und Friedhof (am Nordwestrand der älteren Siedlung), interpretiert als nachkastellzeitliche Besiedlungsphase.

Diese Periodeneinteilung und deren sich überlappende Zeiträume verraten bereits, welche Schwierigkeiten einer einigermaßen exakten Datierung und damit auch historischen Interpretation der auf C.S. aufgedeckten Befunde und Funde, vorab der Perioden II und III, entgegenstanden – und in manchem weiterhin entgegenstehen. Zum einen gehen sie, bedingt durch das Gelände, auf grabungstechnische Probleme zurück, zum andern auf die – von Metallobjekten und Importwaren abgesehen – noch wenig gegliederte Chronologie des mediterranen und südalpinen Fundstoffs des 4. bis 8. Jh.; die Fibeln, Ohrringe und Schnallen wurden vom Verf. gründlich analysiert, doch wäre es angesichts der grossen Masse schwer datierbaren Fundmaterials (Keramik, Gläser, Eisengerät) sehr erwünscht gewesen, wenn alle Möglichkeiten ausgeschöpft und auch mit anderen Fundkategorien wie z.B. Kämmen, Perlen, Nadeln und Stili so verfahren worden wäre.

Die vorliegende Auswertung wurde in verschiedener Hinsicht erschwert: Während der ersten Kampagnen (1962–65) wurden nur wenige Fundstücke auf den Punkt eingemessen, weshalb hinsichtlich der Stratifizierung «ein beträchtlicher Teil der Kleinfunde aus derartigen Untersuchungen auszuschneiden hatte» (S. 343). Hinzu kam, dass die nur summarisch katalogisierten Funde der Jahre 1962/63 wegen Erdbebenschäden für nochmalige Bearbeitung nicht mehr zur Verfügung standen (S. 343). Zudem begann man die Grabungen 1962 ausgerechnet in einer überaus komplizierten Anlage, dem römischen Gebäudekomplex A (Beilage 4).

Das oft nur wenig mächtige Schichtpaket über dem Fels dürfte, was nicht erörtert wird, vielenorts durch spätere Bodenarbeiten (Rebbau?, vgl. Taf. 5) beeinträchtigt worden sein; nachdenklich stimmt nebst heterogenen Fundensembles etwa, dass von den fünf (unvollständigen) Hufeisen Taf. 178, 5–9 zwei aus «gesicherten spätrömischen Schichten» (S. 179) stammen sollen (zur ebd. gemachten Anregung, «alle Hufeisenbefunde auf stratigraphische Bezüge und Fundzusammenhänge in römischer Zeit durchzusehen» vgl. jetzt – mit negativem Resultat – W. Drack, Bayer. Vorgeschichtsbl. 55, 1990, 191ff.). In der Publikation werden leider die auf den Beilagen wiedergegebenen Profile – ausser durch eine knappe Legende – nicht eigentlich beschrieben und im Anschluss daran interpretiert. Bei den Mauern hätte man nebst den Höhenkoten ihrer OK unbedingt auch die ihrer UK systematisch angeben sollen, um trockengebaute Gebäude in ihrer Position zu gemörtelten (z.T. abgebrochenen) Mauern und anschliessenden Straten richtig beurteilen zu können.

Einige Aspekte sind, was bei der Grösse des Untersuchungsobjekts und der Masse des Fundmaterials mehr als verständlich

ist, noch nicht endgültig behandelt und sollten m.E. – trotz relativ bestimmten Schlussfolgerungen des Verf. – weiter diskutiert werden:

Bei der Besiedlung der Periode I ist Verf. (bes. S. 56.69ff.226.291 und Beilage 2,1) der Meinung, dass die römischen Gebäude (komplexe) A und B, evtl. auch die Bauten C und H zu einem guten Teil im 1. Jh. entstanden und dann mehrfach, v.a. in Periode II erweitert bzw. umgebaut wurden. Nun ist aber auffällig, dass zwar eine stattliche Zahl von Funden des (vorab früheren) 1. Jh. vorliegt (sog. Auerbergware, Fibeln, Amphore Dressel 6A Taf. 86,5), dass jedoch Terra sigillata (S. 230) überhaupt und jüngerer Fundstoff des 2. Jh. weitestgehend fehlen. Rez. möchte zur Diskussion stellen, ob mit dem Fundstoff des 1. Jh. überhaupt Baureste (aus Stein) zwingend verbunden werden können bzw. müssen und ob nicht vielmehr – wie anderswo im alpinen Bereich (z.B. Magdalensberg) – nach der Mitte oder ab Ende des 1. Jh. im Tal weitergesiedelt wurde. Erst das 3. Jh., fassbar in der Münzreihe (S. 411ff. und Abb. 53) und im Fibelspektrum, ist wieder gut vertreten. Damit könnten die angetroffenen Gebäudekomplexe mit ihren gemörtelten Mauern und Zisternen dem (späteren?) 3. Jh. und dem damals wieder anwachsenden Fundstoff zugewiesen werden. Insgesamt stehen drei Prägungen des 3. Jh. v. Chr. bis 71/75 n. Chr. («Periode Ia», s.u.), denen nur vier Münzen des 2. Jh. folgen, immerhin 28 (!) des 3. Jh. gegenüber, die unsere «Periode Ic» (s.u.) zu datieren hätten (es sei denn, diese hätten sogar erst zum Münzumlaf der Zeit nach 400 gehört, was noch grössere chronologische Konsequenzen verlangen würde; vgl. dazu den Befund aus Sebatum: G. Rizzi, Riv. ital. numism. 87, 1985, 143ff.).

Mit einer Späterdatierung der Gebäude(komplexe) der Periode I ins 3. Jh. würden wir grösserer Schwierigkeiten entgehen: Verf. ist z.B. gezwungen anzunehmen, ein mit Mörtelboden versehener Raum C, ein seiner Meinung nach ins 1. Jh. gehörender ursprünglicher Bestandteil des Komplexes A, sei erst in Periode II, d.h. nach «etwas mehr als drei Jahrhunderten» (S. 71) um etwa 40 cm angehoben worden; in der Auffüllung fand sich eine nordafrikanische Sigillata der Zeit um 600 (S. 72)! Im benachbarten Raum A lagen direkt auf dem Mörtelboden der Periode I grössere Teile einer ostmediterranen Amphore (Taf. 95,9) nicht des 4. Jh. (S. 251), sondern des späteren 5. oder 6. Jh. (Riley, Berenice 217ff.). Rez. fragt sich, ob nicht die als Periode II bezeichneten An- und Umbauten – auch wegen der zugehörigen Funde – eine Wiederbenutzung der Bauten des 3. Jh. darstellen, die in den Jahrzehnten um 400 einsetzte. Wichtig ist auch, dass unter den importierten Keramiken nur gerade eine Schlüssel Chiara C (Taf. 93,1) eindeutig (sowie evtl. die Amphore Abb. 41,6) vor oder um 300 zu datieren sind, wogegen sonst für das 4. Jh. zu erwartende Dinge wie z.B. jüngere Formen der Chiara C (S. 236) und zeitlich entsprechende Amphorenformen auffallenderweise fehlen. Auch vom übrigen «spätrömischen» Fundstoff ist kaum etwas zwingend vor dem späten 4. Jh. anzusetzen. – Dass in der Münzreihe nach 300 nur noch fünf (zwischen 317/18 und 408/23 geprägte) Kleinerze (und ein Triens des Zeno, 474/476) figurieren, passt weder zu der für die ganze Spätantike postulierten Siedlungskontinuität noch zu der in Periode II «durch die Aufnahme gewerblicher Produktion deutlich veränderten Erwerbsgrundlage der (laut Verf. zuvor bäuerlichen) Siedlungsgemeinschaft» (S. 292) auf dem C.S.

Erst mit der wohl in den Jahrzehnten um 400 beginnenden Periode II, in deren Verlauf – wie anderswo im alpinen Bereich – kein neues Kleingeld mehr auf den Berg gelangte (die weiter umlaufenden Münzen aus Edelmetall gingen hingegen bis auf eine Ausnahme nicht verloren), setzt nebst handwerklicher Produktion ein intensiver Importstrom ein, der bis ins frühere 7. Jh. anhält und eine kaufkräftige (und angesichts der Weinamphoren

und Stengelgläser trinkfreudige) Bewohnerschaft, nunmehr die eines Castrums nachweist.

Kaum zu belegen ist m.E. ein tieferer (funktioneller) Unterschied zwischen «Periode II» und «Periode III»: Letztere, die für Verf. allein die Zeit des Castrums darstellt, wird einzig durch ein neues Element der Hauskonstruktion definiert, ohne dass stratifizierte Funde für die beiden «Perioden» eine gänzliche zeitliche Trennung verlangen würden. Man muss sich fragen, ob die Gebäude(komplexe) mit Mörtelmauerwerk, die Verf. mitsamt ihren Straten stets «Periode II» (z.T. auch I) zurechnet, nicht teilweise neben den neuen Holzbauten, die qua definitione «Periode III» darstellen, weiterbestanden bzw. allmählich durch diese abgelöst wurden. Der zweifelsfreien zeitlichen (und ethnischen) Kontinuität der Siedlung und Bewohner nach 400 dürfte doch auch eine bauliche entsprochen haben, jedenfalls in weit höherem Ausmass als dies die getrennten Periodenpläne vermuten lassen:

Unterlegen wir den Gebäudeplan der Periode I/II (Beilage 2,1) dem der Periode III (Beilage 2,2) und vergleichen etwa auch die Fundstreuungen spätrömischer mit denen frühmittelalterlicher Funde (Abb. 50–53), so wird deutlich, wie überall – bis auf den NW-Teil des Komplexes A – «Periode III» bzw. die Funde des 5.–7. Jh. mit «Periode II» räumlich verknüpft sind (vgl. bereits Verf. S. 312, Anm. 1 und S. 327) und dass die (gleich orientierten) Holzbauten vermutlich die noch stehenden Gebäude mit gemörtelten Mauern bzw. Fundamenten zunächst eher ergänzt, später oft auch ersetzt haben werden: So etwa besass in Komplex B Holzhaus H einen Sockel aus gemörtelten und Trockenmauern und ruhte das dortige Holzhaus F auf einem Zisternenraum der Periode I/II auf. In Komplex A stiess Holzhaus D eng an die alte Südfront (Periode I) des Gebäudes an und scheint den durch Umbau der Periode II geschaffenen Raum H zur Hälfte wieder zu beseitigen. Aus dem «römischen» Gebäude C scheint Holzhaus A hervorgegangen zu sein. Und in der Senke östlich des Plateaus ist das erst in «Periode II» (anscheinend über älteren Hausresten) errichtete gemörtelte Gebäude H weit ins 7. Jh. hinein benutzt worden; auf dem gemörtelten Fundament des benachbarten Hauses F liegt das Trockenmauerfundament des erschlossenen Holzhauses P.

Eine in dieser Senkung gelegene, annähernd kreisrunde Zisterne (S. 113ff. und Beilage 10) glaubt Verf. in Periode II setzen zu müssen, obwohl er sie gerne «als gemeinschaftliche Einrichtung für Periode III sehen würde» (S. 296). Eine solche Datierung scheint durchaus möglich: Die nördlich und westlich der Zisterne angeschüttete «hellbraune, leicht lehmige» und fundarme Erdschicht (Beilage 10,3,4) sollte nicht etwa «einen besseren Zugang» (S. 113) ermöglichen, sondern stellt schlicht den beim Zisternenbau angefallenen Aushub aus einer in der Senke (also am Rand der Siedlung) allmählich abgelagerten Erdschicht mit wenigen, wohl eingeschwenkten Funden dar. Damit muss das auf der gleichen (aber offenbar in situ verbliebenen) Erdschicht aufliegende und Periode II zugewiesene Haus F keineswegs «annähernd zeitgleich oder nur wenig jünger» sein als die Zisterne, womit diese nicht zwingend noch Periode II zuzuweisen ist, sondern während eines späteren Abschnitts unserer «Periode II/III» (s.u.) als eine Art «Gemeinschaftszisterne» gedient haben wird; im übrigen können die in der Füllschicht B der Zisterne angetroffenen Kleinfunde nicht deren «Zweckentfremdung spätestens im 6. Jh.» anzeigen, da dafür allenfalls deren jüngste Objekte und nicht das älteste (Tonbecher Taf. 85,4) einen terminus ante quem liefern. Zu ersteren gehören m.E. auch drei mitgefundene eiserne Stili (Taf. 57,9–11), die vom Verf. – ohne wirklich datierte Belege – dem 5.–7. Jh. (bzw. 5. Jh.) zugewiesen werden (S. 116,172), vermutlich jedoch erst ins 7. Jh. oder noch später zu setzen sind (vgl. J. Merten, *Trierer Zeitschr.* 50, 1987, 301ff. mit Lit.). Dazu passt, dass zwei «auf oder unmittelbar über dem Zisternenestrich» gefundene Spatheia (Taf. 82,7,9) frühestens der Zeit um 500 oder danach (nicht «Mitte 4.–7. Jh.») angehören dürften.

Die auf dem C.S. aufgedeckten Zisternen, über deren Gegenstände und räumliche Anordnung in anderen Siedlungen man gerne etwas erfahren hätte, sind bis auf die vermutlich jüngste «Gemeinschaftsanlage» (s.o.) stets von rechteckiger Form. Während die in den Komplexen A und B (Südteil) integrierten Becken wohl noch Periode I zuzuweisen sind, ist die von Verf. «spätestens in die erste Hälfte des 3. Jh.» (S. 276) datierte Zisterne in Komplex B (Nordteil) m.E. erst nach Periode I entstanden, was für die Datierung des in ihrem Boden eingelassenen Stengelglasfusses (Taf. 145,14) nicht unerheblich ist: Die S. 85,88 angeführte Interpretation der Stratenfolge ist nicht zwingend, und die genannten Funde, u.a. ein spätes Lavezfragment (Taf. 137,12), ihrer Auffüllung können nicht beweisen, dass diese «spätestens in der ersten Hälfte des 5. Jh.» abgeschlossen war. Die Zisterne ist im übrigen nicht wie andere (Komplexe A und B-Südteil) in den Gebäudekomplex integriert, sondern an die Räume B und C angebaut, die noch während Periode II aufrecht standen.

Die Perioden II und III, so wie sie Verf. definiert, sind demnach gewissermassen miteinander verzahnt und umfassen laut den zugehörigen Funden die Zeit des 5. bis 7. Jh. Den Beginn einer neuen Bauweise der Häuser setzt Verf. in das 5./6. Jh. (S. 295), wobei das in Komplex B (Südteil) an den Raum der dortigen Zisterne angebaute Holzhaus E wegen einer auf dessen Pflasterboden liegenden, kaum abgegriffenen Kupferprägung des Honorius (408–423) vielleicht bereits vor der Mitte des 5. Jh. gestanden habe (S. 92). Die neue Überbauung scheint sich nach dem oben gesagten aus der älteren herausentwickelt zu haben, weshalb man m.E. die Perioden II und III zusammenfassen und die einzelnen Bauten dieser Zeit nach ihrem Fundstoff, sofern bzw. sobald eine feinere Chronologie verfügbar ist, datieren sollte.

Das Ende der Periode III und damit den Beginn der Periode IV setzt Verf. in die Mitte oder 2. Hälfte des 7. Jh. (S. 301,339), dies aufgrund der jüngsten exakt datierbaren (Metall)funde «im Kontext zur Siedlung der Periode III» (S. 311). Stratigraphisch eindeutig jüngere Bauten (Periode IV), jetzt wieder mit vermörteltem Mauerwerk, sind offenbar nur in der genannten Senke östlich des Plateaus, also örtlich begrenzt (S. 119ff., bes. 126,294) nachzuweisen (Beilage 2,3). Mit Ende der Periode III sei das Castrum aufgegeben worden, was auch die (andernfalls intra muros gelegene) Nekropole des 8. Jh. in der Nordwestecke des Plateaus anzeige (S. 126,135). Allerdings überlagern deren Gräber das Siedlungsareal der Periode III – wiederum mit Ausnahme des NW-Teils des Komplexes A – interessanterweise nicht und ist für die Spätzeit eine Bestattungsweise unmittelbar neben der Siedlung (zumindest nördlich der Alpen) geradezu typisch. Angesichts der Masse nicht exakt datierbarer Keramik und Glasgefässe, deren zeitliches Aufhören schwer zu fixieren ist, fragt man sich, ob Periode IV mit archäologischen Mitteln derart scharf als «nachkastellzeitlich» von III abgetrennt werden kann, zumal auf dem C.S. kaum konkrete Elemente der Befestigung erhalten sind.

Ausgerechnet der einzige sichere (vermörtelte) Turm (S. 53ff.), am Südwestrand des Plateaus, ist m.E. nicht für Periode III (oder gar II) zu sichern, sondern hat – nebst Altstücken – Funde der Zeit nach 700 geliefert: einen ins 8. Jh. datierten Ohrring (Taf. 40,8) und qualitätsvolle, vom Verf. wegen ihres «Kerbschnitts» zu früh (S. 54, 185: 5./6. Jh.) datierte Messer(?) scheidenbeschläge (Taf. 50,1; 64,13–16), die Rez. ebenfalls frühestens ins 8. Jh. setzen möchte; der mitangeführte (geschlossene) Bronzering Taf. 48,13 muss nicht zu den (stets offenen) Ringlein des im 5./6. Jh. bezeugten Haubenschmucks gehören. Damit könnte der Turm der gleichen Periode IV angehören wie die jüngsten Bauten in der Senke (s.o.) und das zugehörige Gräberfeld am Rande der (vielleicht auch nach Periode III teilweise noch weiterbewohnten) Plateausiedlung.

Die nachfolgend als Arbeitshypothese skizzierte Entwicklung der Besiedlung des C.S. scheint dem Rez. beim jetzigen Forschungsstand die wahrscheinlichste zu sein:

*Periode Ia:* (spätrepublikanisch?) – frühromische Höhensiedlung (? bis späteres 1. Jh. n. Chr.);

*Periode Ib:* Siedlungsleere (2. Jh. und erste Hälfte 3. Jh.);

*Periode Ic:* vicusartige (?) Siedlung in geschützter Höhenlage (zweite Hälfte 3. Jh.);

*Periode Id:* Siedlungsleere (4. Jh.);

*Perioden III/III:* Wiederaufnahme der verlassenen Siedlung der Periode Ic, wobei deren Gebäude(komplexe) aus- und umgebaut und durch angebaute und freistehende Holzbauten auf Trockenmauersockeln ergänzt und auch ersetzt wurden, d.h. Um- und Ausbau zu einem wohl befestigten Castrum mit wiederum zentrumsähnlichen Funktionen und zeitweiliger Garnison (um 400 bis Mitte 7. Jh.);

*Periode IV:* bescheidene Nachfolgesiedlung und Gräberfeld (ab Mitte 7. Jh.).

In Band II werden die 1972–74 auf C.Z. und C.S. untersuchten Kirchenanlagen gründlich beschrieben und analysiert. Auf C.Z. entdeckte der Verf. – nebst frühmittelalterlichen Gräbern – folgende Kirchenbauten: eine älteste spätantike Anlage (5./6. Jh.) bestand aus einer mit Priesterbank und abgetrenntem Presbyterium ausgestatteten Saalkirche (Aula) mit angebaute, u.a. als Taufraum dienender Dreiapsidenkirche (Trichora), an deren Stelle nacheinander zwei sich ähnliche ungegliederte Saalkirchen (7./8. Jh.) traten. Auf C.S. konnte – wohl als Nachfolgerin der Kirchen auf C.Z. – eine gut vergleichbare einfache mehrperiodige Saalkirche, deren Periode I Verf. dem 8./9. Jh. zuweist, partiell untersucht werden, die erst im 16. Jh. durch eine dreischiffige Kirche ersetzt wurde.

Die Grabungen dieser Kirchen und deren vorgelegte Publikation müssen für den Metropolitansprengel von Aquileia als beispielhaft bezeichnet werden. Dies geht auch – indirekt – auf Schritt und Tritt aus der Auswertung des Verf. hervor, wenn zum Vergleich herangezogene ähnliche Anlagen, die schon in stattlicher Zahl bekannt, aber meist nur summarisch erforscht sind, oft wenig Konkretes zu Befund und Fragestellung in Invillino beitragen können. Dies gilt z.T. leider auch für die bekannte Gruppe der für den genannten Sprengel charakteristischen (vereinzelt auch ausserhalb, z.B. in Chur und Zillis bezeugten) Kirchen mit halbrunder Priesterbank und weiteren zugehörigen Installationen, die Verf. zusammenfassend bespricht und deren Ablösung durch Kirchen ohne Priesterbank er einleuchtend mit Veränderungen der Liturgie in den Jahrzehnten um 600 zusammenbringt (II, S.164f.).

Die ergrabenen Baubefunde, die auf C.Z. durch Mosaiken der spätantiken Anlage bereichert werden, sind in den beigegebenen Plana und Profilen (letztere nur für die Kirche des C.S.) vorzüglich dokumentiert (II, Beilagen 1–11 und Taf. 5–32.46–55), ebenso – in Zeichnungen und Photos – der Fundstoff (knapper

Katalog II, S. 123ff.) der Sakralbauten (v.a. verziertes Altarkreuz des 8. Jh.; Fragmente von Ton- und Glasgefässen) und der Gräber (Kämme, Messer, Riemenzunge, Haubenschmuck).

Nicht zuletzt aufgrund der ungenügend dokumentierten Vergleichsmöglichkeiten an verwandten Plätzen bleiben auch für das optimal erforschte Invillino und die dortige spätantike «Kirchenfamilie» fragliche Punkte, die m.E. deutlicher offen gelassen werden sollten: Verf. nimmt an, dass die gesamte spätantike Anlage des C.Z. – bis auf einen Anbau – sozusagen in einem Zug errichtet wurde (II, S. 44). Auffällig ist immerhin, wie vom Geländere relief her (II, Beilage 1) die anscheinend in Fundamentlagen in die Aula eingebundene Trichora (II, S. 37) und insbesondere ihre mit einem Altar ausgestattete Ostapsis den besten Platz auf dem Plateau einnimmt und exakt diese Stelle auch der jeweilige Altar der beiden (gleich orientierten) frühmittelalterlichen Kirchen übernimmt. Dies führt Verf. auf die Wichtigkeit der liturgischen Kontinuität zurück, die allerdings auch für den Altar der Aula zu postulieren wäre (II, S. 45.86). War etwa die Trichora, wie L. Bertacchi bei der verwandten Anlage in Grado – S. Eufemia annahm (II, Abb. 21, dazu S. 71, Anm. 150) und wie vielleicht auch für die Kirchenanlage von Iulia Concordia (II, Abb. 11) vermutet werden könnte, doch der ältere, traditionsreichere Bau und könnte nicht – umgekehrt – die (30–40 cm tiefer gelegene) Aula in sie eingebunden worden sein? Wurde der Hügel, wie Verf. als gesichert annimmt (II, S. 35.75), tatsächlich schon vor dem Kirchenbau als Bestattungsplatz genutzt, so wäre auch ein Memorialbau als Vorgänger der cella trichora, dem um oder bald nach 400 eine (Gemeinde)kirche angeschlossen wurde, gut denkbar. Eine vorkirchliche Sepultur auf dem C.Z. ist sehr wohl zu vermuten, doch wegen starker Zerstörungen (und eingeschränkter Grabungsmöglichkeiten) derzeit kaum gesichert: Weder das (nicht ausreichend dokumentierte) W-O-Grab 7 (II, Taf. 13.1; 16.2; Beilage 2), das anscheinend durch eine Quermauer der (zum ältesten Bauprogramm gehörenden?) Vorhalle der spätantiken Aula überlagert wird, noch eines der übrigen Gräber ist zwingend älter anzusetzen als die mit guten Gründen frühestens ins beginnende 5. Jh. angesetzte Erbauung der Aula «mit ihrer spezifischen Inneneinrichtung» (II, S. 75 ff.).

Dem Verf. ist mit den beiden Bänden ein zentrales Opus zur spätantik-frühmittelalterlichen Übergangszeit Oberitaliens gelungen, für das ihm der Dank der frühgeschichtlichen Archäologie gewiss ist. Vorzügliche Darstellungen, z.B. die historisch-topographische Einleitung und zum Forschungsstand in Friaul (S. 21–41), belegen ferner, dass ihm die italienische Fachliteratur, auch die an entlegenster Stelle veröffentlichte, und das weitere Untersuchungsgebiet bestens bekannt sind. Verf. musste in der Tat in vielem, und nicht nur zur Hausforschung dieser Umbruchzeit, «Neuland in der Forschung» (S. 315) betreten. Künftig zu erhoffende Ausgrabungen an ähnlichen Plätzen werden sicher von seinen Untersuchungen profitieren, aber auch zweifellos erneut die enormen Schwierigkeiten aufzeigen, die sich bei archäologischen Untersuchungen von dicht überbauten und oft sowohl horizontal wie vertikal für zwei bis drei Jahrhunderte gewissermassen an Ort tretenden Siedlungen städtischen oder stadähnlichen Charakters auftun.

Max Martin